

Das Fliegen und die Kunst : Laienphantasien über schöne Möglichkeiten der Kunstentwicklung

Autor(en): [s.n.]

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **5 (1909-1910)**

PDF erstellt am: **20.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-750842>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

REMARQUE: J'ai l'impression qu'au fond M. Ramuz et M. Mentha sont d'accord sur le fait essentiel dont nous souffrons tous: la matérialité. M. Ramuz parle en artiste, M. Mentha en philosophe. Et connaissant la malice de mon cher collègue de Neuchâtel, je crois presque que si, en apparence, il critique M. Ramuz, ce n'est au fond que pour lui donner raison.

E. BOVET



DAS FLIEGEN UND DIE KUNST LAIENPHANTASIEN ÜBER SCHÖNE MÖGLICH- KEITEN DER KUNSTENTWICKLUNG

VON PEREGRINUS

In fünfzig, vielleicht schon in zwanzig Jahren werden die Menschen Fausts Mantel besitzen. Ein Flugapparat wird erfunden sein, so individuell bequem und so billig wie ein Fahrrad. Ist doch dieser Tage Santos Dumont mit seinem Einfächerflieger „Libelle“ in fünf Minuten acht Kilometer weit geflogen; und sein Apparat wiegt bloss noch fünfzig Kilo! Dann wird das *toolmaking animal*, wie die englischen Soziologen den Menschen definiert haben, das Werkzeuge verfertigende Geschöpf, im Besitz seines edelsten Werkzeuges und Spielzeuges sein. Der Geist der Schwere, unser aller Erbfeind, ist gebannt. Wir werden erlöst vom Kleben an der Scholle, von dem uns auch die Eisenbahn, die teure und nicht nach unserem Belieben fahrende, nur mangelhaft erlösen konnte. Jedermann wird etwas Besseres als Bahn und Automobil in seinem Schuppen, ja in seinem Zimmer haben.

Welche Veränderung im ganzen Sein des Menschen! Kein Vernünftiger wird bezweifeln, dass damit ein neuer Abschnitt in der Geschichte unseres Geschlechts gesetzt ist. Die ganze Weltgeschichte legt Zeugnis davon ab, dass die Erfindungen es sind, die die tiefsten Furchen auf dem Acker der Geschichte ziehen. Die Kulturgeschichten, die nach Erfindungen einteilen, sind gründlicher als die nach Ideen rechnen. Neue Erfindungen prinzipieller Art haben eine umgestaltende Wirkung, der nichts gleichkommt. Sie gestalten auch die Ideenwelt um.

Ein Beispiel, und ganz aus der Nähe. Man vergegenwärtige sich das Bild deutschen Lebens, das uns etwa aus Goethes „Wanderjahren“ entgegentritt. Alles sesshaft, abgestellt auf die nächste Umgebung, aus der fast alle die ganze Nahrung und Kleidung zogen, mit der einheimischen Scholle im Leben und Sterben verbunden. Dementsprechend die Gedankenwelt: individualistisch, partikularistisch, krähwinklig, fast nur durch die Religion an allgemeine Ideen gebunden. Man muss Bücher lesen wie „Goethe und Schiller im Urteil ihrer Zeitgenossen“, um so recht zu empfinden, in welcher unglaublichen Enge und geistigen Gedrückttheit auch die obern Stände lebten. Heute schnurren die Menschen wie Bienen und Wespen durcheinander, so dass Werner Sombart, wahrscheinlich ohne grosse Übertreibung, schreiben kann, dass beispielsweise im heutigen Deutschland die Dislokation der Bevölkerung grösser sei, als zur Zeit der Völkerwanderung! Auch der einfache Arbeiter hat in seinem Hause die Produkte aller fünf Erdteile, und er arbeitet nicht für Huisum und nähere Umgebung, sondern vielleicht für den Export nach China. Wir haben Weltverkehr — die Weltpost spediert jährlich an die dreissig Milliarden Sendungen — Welthandel, Weltpolitik, die Stättchen haben sich meist zu Großstaaten zusammengeschlossen, und deutlich kann man sehen, dass auch dies nicht genügt, dass über den Nationen eine höhere Einheit als Oberbau sich vorbereitet, eine Weltorganisation. In seinem geistigen Leben wird selbst der Arbeiter, der Bauer täglich beeinflusst durch Gedanken, die „irgendwo“ auf dem Erdenrund entstanden sind. Und woher diese ungeheure Veränderung, dieser eigentlich gar nicht auszudenkende Umschwung? Von einigen Erfindungen.

Welcher Art mögen wohl die Änderungen sein, die uns das neue Werkzeug bringen wird? Dies auszurechnen, geht über jede menschliche Geisteskraft hinaus. Übersteigt doch schon das politische Rechnen, das doch mit einigermaßen festen Faktoren operieren kann, unsere Fähigkeiten. Bismarck meinte, höchstens auf fünf Jahre könne man voraus kalkulieren. Es gab gegen den Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts einige bedeutende Köpfe, die fühlten, dass man vor grossen Veränderungen stehe. Zu ihnen gehörte der geniale Abbé Galiani, der Freund Diderots. Es gibt von ihm eine merkwürdige Prophezeiung, wie Europa in hundert

Jahren aussehen werde, in den Briefen an die Madame d'Epınay. Es ist recht amüsant, dies zu lesen. Im einzelnen ist manches getroffen, aber das Gesamtbild hat keine Spur von Ähnlichkeit. Fehlte ihm doch gerade die Hauptsache, das Wissen um die Erfindungen, welche die weitaus grösste Umwälzung bewirkten. Auch Goethe hat sich in solchen Betrachtungen vorsichtig versucht. Aus Eckermann kann man entnehmen, dass er richtig voraussah, dass die verbesserten Verkehrsmittel, wozu bereits die damals ganz neue Eisenbahn gehörte, den Zusammenschluss Deutschlands zu einem Bundesstaat — er meinte Staatenbund — herbeiziehen werde. Aber das ist auch alles. Von der fundamentalen Umwälzung, die faktisch eintrat, hatte er nicht den mindesten Begriff. Höchstens könnte man sein Ideal der Weltliteratur als „Vorahnung“ ausgeben, wenn man nämlich der heute grassierenden sanften Manie teilhaftig wäre, diesen Reichen mit immer neuen Schätzen der Einsicht zu beschenken.

Also: nach vorwärts „ist die Aussicht uns verrannt“. Aber wo man nicht wissen und voraussehen kann, darf man um so fröhlicher träumen. Indess muss auch ein Zukunftstraum, soll er nicht abgeschmackt sein, sich nach den wahrscheinlich leitenden Mächten umsehen.

Wenn man erraten will, in welcher Richtung sich das Handeln der Menschen bewegen werde, so sieht man am richtigsten darauf, wo sie der Schuh drückt. Wenn sich eine Möglichkeit auftut, einem allgemein empfundenen Leiden zu entfliehen, so ist anzunehmen, dass die Menschen in Masse durch diese Lücke durchbrechen werden. Winkt dann gar jenseits der Lücke die Befriedigung einer alten Sehnsucht, winkt die Möglichkeit, eine im Blut uns liegende ideale Forderung zu verwirklichen, so darf man sich mit einigem Zutrauen der Führung dieses Gedankens anvertrauen.

Was ist nun das eigentliche, tiefste Leiden unserer Zeit? Das braucht man nicht weit zu suchen. Das Unglück des modernen Menschen ist, kurz und bündig gesagt, dass fast alle verurteilt sind, im Banne des Spruches zu leben: *propter vitam vivendi perdere causas!* Der moderne Kulturmensch, ein Arbeiter, wie es in der Geschichte noch keinen gegeben hat, arbeitet doch nicht, um Freude zu haben an seinen Werken; die tiefste Forderung alles individuellen Gedeihens, des körperlichen und des seelischen,

dass Arbeit und Freude zusammenfallen sollen, wird fast nie erfüllt. Die allermeisten kommen überhaupt zeitlebens nicht über den Kampf gegen die tägliche Not des Lebens hinaus. Von ihrer Arbeit gilt nur allzuoft der böse Satz, dass sie „Leib und Seele gemein mache“. Wer darüber hinaus ist, an den treten Forderungen heran, die nicht gestellt sind vom Eigenbedürfnis, von dem animalischen und seelischen Drang nach Befriedigung, nach Freude, nach Glück, sondern welche uns aufgedrängt sind durch Allgemeinbegriffe, die dem Menschen im Kleinen und im Grossen vorschreiben, wie er sein Leben zu gestalten habe. Immer enger wird das Netz von Pflichten, Forderungen, Ansprüchen, zwangsweise dem Menschen aufgezwungenen Idealen der Lebensgestaltung, immer geringer die Freiheit. Es trägt nicht zum Genuss der Speisen bei, silberne Essbestecke zu haben; die Eßstäbchen, die noch dem Kaiser von China beim Dîner genügen, würden uns schliesslich auch genügen können, wenn sie durch Sitte allgemein für alle wären. Aber eine tyrannische Allgemeinvorstellung verfügt, dass die „bessere“ Familie nur mit silbernem Besteck essen dürfe, und findet unweigerlich Gehorsam. So arbeitet sich denn der Familienvater ab, das pretiöse Zeug zu erlisten und zu erraffen. Rechnet man alles zusammen, was in diese Kategorie gehört, so gelangt man zu ungeheuerlichen Ergebnissen. Die Rechnung ist auch längst gemacht. Die Soziologen haben kalkuliert, dass der Mann der obern Stände für diese Überflüssigkeiten, die aber notwendiger als das Nötige sein sollen, die Hälfte bis zu zwei Dritteln seiner Arbeitskraft verwendet. Dann gar die Verpflichtungen des innern Menschen! Was muss der Kulturmensch nicht alles lernen und werden, um ein „nützliches“ und „geachtetes“ Mitglied der Gesellschaft zu sein! Auf dem Schulhaus einer grossen Stadt lasen wir einmal die in Riesenlettern prangende Inschrift: „Jugendfleiss belohnt sich im Alter.“ Tatsächlich wird schon die zarte Jugend möglichst darauf eingelernt, dass das Leben nur dazu gut sei, diesen Allgemeinbegriffen Genüge zu tun, dass es „an sich“ keinen Wert habe, ja wohl etwas Verdächtiges, Gefährliches sei. Und man hat die feinsten — und gröbsten — Prozeduren erfunden, dieses „Leben an sich“, wo es sich breit machen will, zu unterdrücken. Ist der Mensch heraus aus dieser Vorbereitungsanstalt, so verbraucht ihn der Beruf, die Familie, die Gesellschaft, der Staat.

Aus dieser Not hat einmal Rousseau einen Ausweg gesucht. Der ungeheure Widerhall, den Rousseaus Ruf nach „Rückkehr zur Natur“ erregte, zeigt, wie gross und allgemein schon damals die Empfindung war, dass wir an unserem Leben leiden. Sein Ausweg, die Rückkehr zum Leben der Wilden von Otaheiti — eigentlich der Walliser Bauern der Nouvelle Héloïse — war nun freilich ein Irrtum schon an sich und abgesehen von der Absurdität des Vorschlags für uns. Es ist nämlich ein Irrtum, dass die sogenannten Wilden „nach der Natur“ leben. Untersucht man die Gedankenwelt der uns näher bekannten wilden Stämme, so trifft man schon überall auf ein sehr ausgebildetes System von „Allgemeinvorstellungen“, nur dass diese meist absurder, oft schrecklicher Art sind. In dieses System überkommener Zwangsvorstellungen ist der Wilde so eingepfercht wie nur je ein spanischer bigotter Katholik in seinen Aberglauben. „Zu glauben, dass die Menschen im wilden Zustand irgend welche Freiheit des Denkens und Handelns besitzen, ist im höchsten Grade irrtümlich,“ hat ein grosser Ethnolog gesagt. Überhaupt ermangelte Rousseau für eine tiefere Kritik unserer Kultur schon der Freiheit und Unabhängigkeit des innern Menschen; er lebte geistig von der Opposition gegen die französische Kultur des ancien régime; es wäre ein Wunder gewesen, wenn er auf diesem Wege die Rückkehr zur Natur gefunden hätte. Er hat auch — von Einzelheiten der Erziehung abgesehen — nichts in seinem Sinne erreicht. Wie ist doch faktisch die Entwicklung verlaufen? Man vergleiche speziell das heutige Frankreich mit dem Frankreich des achtzehnten Jahrhunderts, wie es uns etwa in Diderots novellistischen Schriften entgegentritt, wo das Leben der untern Stände, des Volkes, wirklich „nach der Natur“, nämlich realistisch geschildert wird. Man wird konstatieren müssen, dass gerade das Lebensideal der obern Stände durchaus gesiegt hat. Der moderne Franzose empfindet es als seine Aufgabe, einen Menschen vorzustellen, den man allenfalls, mit einiger Freiheit im Ausdruck, als *Grandseigneur en miniature* charakterisieren könnte. Selbst der strebsame Bauer will dies wenigstens für seinen Sohn. Im Grossen gesehen, ist die Entwicklung durchaus in einem Rousseaus Idealen konträren Sinne erfolgt.

(Schluss folgt)